

WOLFRAM MAUSER

„Göttin Freude“

Zur Psychosozio­logie eines literarischen Themas: ein Entwurf

„GÖTTIN FREUDE“

Zur Psychosozilogie eines literarischen Themas
Ein Entwurf¹

Von WOLFRAM MAUSER

1. Im Jahr 1744 erschien das zweite Buch der ›Oden und Lieder‹ Friedrich Hagedorns. An den Anfang der Sammlung stellte er programmatisch seine Ode ›An die Freude‹:

Freude, Göttinn edler Herzen!
Höre mich.
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen:
Was hier tönet, tönt durch dich.
Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?
Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachtet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.
Gieb den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,

¹ Bei dem folgenden Versuch, den Zusammenhang von Dichtung und psychosozilogisch deutbaren Zeitumständen aufzuzeigen, muß in dem hier gegebenen Rahmen auf Differenzierungen weitgehend verzichtet werden; sie sollen in einer umfassenderen Studie zum 18. Jahrhundert, die in Vorbereitung ist, gegeben werden.

Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.²

Zehn Jahre nach Hagedorns Tod, 1766, veröffentlichte Karl Wilhelm Ramler eine Anthologie unter dem Titel ›Lieder der Deutschen‹. Er stellte darin 240 Lieder „derjenigen Deutschen Dichter“ zusammen, „die von den Vergnügungen des Lebens gesungen“³ hatten. Als Eröffnungsgedicht diente ihm Hagedorns inzwischen berühmt gewordene Ode ›An die Freude‹, die er aus metrischen Gründen an mehreren Stellen veränderte. Durch die besondere Hervorhebung des Gedichts in der Sammlung brachte Ramler zweierlei zum Ausdruck: die Tatsache, daß Hagedorn es war, der viele Zeitgenossen zu dieser Thematik angeregt hatte, und die Überzeugung, daß das Gedicht mehr als andere für einen beträchtlichen Teil der dichterischen Bemühungen der vierziger, fünfziger- und sechziger Jahre repräsentativ ist. Viele Dichter dieser Jahrzehnte stimmten in das Lob der Freude ein — in Oden und Lehrgedichten, in Idyllen und Briefen, in Traktaten und selbst in Handbüchern der bürgerlichen Moral.⁴ Das Interesse daran hielt bis um die Jahrhundertwende an. Doch schon 1750 konnte Klopstock in seiner Ode ›Der Zürchersee‹ schreiben:

Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden wie Hagedorn.
.....
Göttin Freude, du selbst! dich, wir
empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der
Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!⁵

1785 feierte Friedrich Schiller in seiner Ode ›An die Freude‹ die Freude als Weltprinzip; damit weitete er das Thema in philosophische Dimensionen aus, die von keinem Zeitgenossen mehr eingeholt wurden:

² Friedrich von Hagedorn, *Sämtliche Poetische Werke*, 4. Auflage (1771), 3. Teil, S. 42.

³ Karl Wilhelm Ramler, *Lieder der Deutschen*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1766. Mit einem Nachwort von Alfred Anger (1965), S. 2 (Deutsche Neudrucke 18. Jahrhundert).

⁴ Am bekanntesten: D. Carl Friedrich Bahrdt, *Handbuch der Moral für den Bürgerstand* (1789), z. B. S. 28: „Absatz 58—59“.

⁵ Friedrich Gottlieb Klopstock, *Ausgewählte Werke*, hrsg. von Karl August Schlei-

Freude heißt die starke Feder
 In der ewigen Natur.
 Freude, Freude treibt die Räder
 In der großen Weltenuhr.
 Blumen lockt sie aus den Keimen,
 Sonnen aus dem Firmament,
 Sphären rollt sie in den Räumen,
 Die des Sehers Rohr nicht kennt.⁶

Die 'Freude' galt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Ausdruck und Inbegriff einer geistig-seelischen Hochstimmung, als Zeichen für Harmonie mit sich und der Welt. Als Seelenkraft vermochte sie dem einzelnen neuen Mut und neue Fertigkeiten zu geben und als Kraftkern der Natur hielt sie alle Abläufe des biologisch-geistigen Lebens in Gang. Sie erschien als „Schwester süßer Liebe“ und der „Menschlichkeit“, die beseligt, beflügelt, erheitert, erneuert, beglückt und verklärt. Wer an der 'Freude' teilhatte, konnte — „ohne Beymischung von Unruhe und anderm Bestreben“ — in der Gewißheit leben, daß er nichts mehr zu wünschen, zu hoffen und zu fürchten brauche.⁷ Und das Entscheidende: Im Zustand der Freude konnte sich der Mensch des Bedrückenden, Belastenden, Ekelhaften, Heuchlerischen, Betrügerischen und Philisterhaften der Welt enthoben fühlen, konnte er alle Not, alle Sorgen, alle Schmerzen und alle Sklaverei vergessen.⁸ Mit dem Wort 'Freude' beschwor man das wirksamste Elixier gegen die Widerstände und Anfechtungen des Lebens, gegen das Sperrige und Spröde im Gang der Welt.

Die soziale Form, in der sich jene miteinander verbunden fühlten, die diesen Seelenzustand teilten, war die 'Freundschaft'. Freundschaft löste das Gefühl der Freude aus, und gemeinsame Freude führte zur Freundschaft. Damit ist nicht gesagt, daß 'Freude' nur im Freundeskreis erfahren werden konnte, es steht aber außer Zweifel, daß für die Zeitgenossen die Korrelation 'Freude'—'Freundschaft' jeden anderen Bezugsrahmen (wie etwa 'Freude'—Natur) weit übertraf. Gellert fand die aufschlußreichsten Formulierungen für das, was

den (1962), S. 53—54. Vgl. dazu die Briefstelle S. 1091 (1. 8. 1750) und die Anmerkungen S. 1229—30.

⁶ Friedrich Schiller, *Sämtliche Werke*, Bd. 3 (1969), S. 116. Die Sekundärliteratur beachtet die hier dargelegten Zusammenhänge nicht.

⁷ Johann George Sulzer, *Allgemeine Theorie der Schönen Künste*, Bd. 2, neue vermehrte zweyte Auflage (1792), S. 267 ('Freude').

⁸ Nachweise bei Hagedorn, Geßner, Uz u. a. Autoren.

Freundschaft im Zusammenleben der Menschen bedeutete, und für die Notwendigkeit, den freundschaftlichen Geist durch bestimmte Formen des Verhaltens zu pflegen; dazu gehörte vor allem das Bestreben, durch Freundschaftsdienst Freude zu mehren.

Such solche Freuden auf, die still dein Herz beseelen,
 Und, wenn du sie gefühlt, dich nicht mit Reue quälen!
 Was sorgst du, ob dein Ruhm die halbe Welt durchstrich?
 Dein Freund, dein Weib, dein Haus sind Welt genug für dich.
 Such sie durch Sorgfalt dir, durch Liebe zu verbinden,
 Und du wirst Ehr und Ruh in ihrer Liebe finden.
 Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rath,
 So klein die Welt ihn schätzt, ist eine große That.
 Auch in der Dunkelheit giebst göttlich schöne Pflichten,
 Und unbemerkt sie thun, heißt mehr als Held verrichten.⁹

Die Tugend der *amicitia* hatte seit der Antike zum festen Bestand der Morallehre gehört. In keinem Jahrhundert spielte jedoch die Freundschaft eine so überragende Rolle wie im 18. Jahrhundert, insbesondere in Deutschland.

2. Die Forschung hat bisher den Zusammenhang von Freude und Freundschaft kaum gesehen. Franz Schultz¹⁰, der die ausführlichste Deutung des Themas ‘Göttin Freude’ gab, sah den Kult der Freude isoliert und führte seine Verbreitung in Deutschland im wesentlichen auf den Einfluß Shaftesburys zurück; die Frage, warum Shaftesbury von den vierziger Jahren an in Deutschland so ausgedehntes Echo fand, stellte er nicht. Sein ausführlicher Nachweis, daß es Hagedorn gewesen sei, der den englischen Begriff ‘enthusiasm’ durch die Übertragung mit dem Wort ‘Freude’ eingedeutscht habe, ist zwar richtig, geht aber am Kern des Problems vorbei; hätten sich ein fremder Begriff und ein fremdes Wort in die deutsche Welt übertragen lassen, wenn hier kein Bedürfnis nach Analogem bestanden hätte? Mehr Aufmerksamkeit hat der Komplex ‘Freundschaft’ in der germanistischen Forschung gefunden. Wolfdietrich Raschs¹¹ weitgehend beschreibende Deutung des Phänomens ‘Freundschaftskult’ in der deutschen Dichtung (1936) stellt eine erste Bestandsaufnahme und

⁹ Christian Fürchtegott Gellert, *Sämtliche Werke*, Bd.2 (1818), S.20.

¹⁰ Franz Schultz, *Die Göttin Freude. Zur Geistes- und Stilgeschichte des 18. Jahrhunderts*, in: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* (1926), S. 3—38.

¹¹ Wolfdietrich Rasch, *Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts* (1936), (DVJS-Buchreihe, Bd.21).

eine Erörterung der vor allem geistesgeschichtlichen Voraussetzungen des Freundschaftskultes dar. Quellen außerhalb des literarischen Kanons berücksichtigt Rasch jedoch kaum. Friedrich H. Tenbruck lieferte dann 1964 einen wichtigen Beitrag zum Thema 'Freundschaft' im 18. Jahrhundert.¹² Tenbruck versteht seine Analyse als einen Beitrag zu einer „Soziologie der persönlichen Beziehungen“ (Untertitel). In der Pflege von Freundschaft (in Gruppen, Bünden, Vereinen, Logen), wie sie insbesondere von 1750 bis 1850 vorherrschte, sieht er etwas — dem 17. Jahrhundert gegenüber — qualitativ Neues. Im Gegensatz zu Rasch, der davon ausgeht, daß der Mensch des 18. Jahrhunderts aus der staatlichen und gesellschaftlichen Bindung herausgetreten sei, beschreibt Tenbruck die gesellschaftlichen Veränderungen, die die Pflege von Freundschaft nahelegten, „als eine besondere Form der Differenzierung der gesellschaftlichen Struktur“ (438) dieser Zeit. Die „größere soziale Differenzierung und Heterogenität“ habe zu einer „Freistellung der Individualität“ geführt, zu dem „Bedürfnis nach Freundschaft“ als „Korrelat dieser sozialen Situation“ (443). Damit würden Identifikationsformen begünstigt, die „die Funktion von hochindividualisierten persönlichen Beziehungen“ mit übernehmen könnten: „Der Mangel an zuverlässigen, gesamtgesellschaftlichen Identifikationsgruppen zwang die deutsche Entwicklung in jene eigenartige, im guten wie im schlechten Sinne folgenreiche Intensität der persönlichen Beziehungen, die sich als Thema deutscher Welterfahrung bis in dieses Jahrhundert durchgehalten hat“ (448). Die „ritualisierte Freundschaft“ (448) erweise sich für eine bestimmte Gruppe im Staat als Ersatz für die fehlende Möglichkeit, sich mit der tonangebenden führenden gesellschaftlichen und politischen Institution des absoluten Staates zu identifizieren.

Diese These besticht. Doch stellt sich die Frage, warum Angehörige des Bürgertums auf ihre 'Freistellung' mit einem Kult der Freundschaft und nicht anders reagierten. 'Freistellung' ist ein wiederkehrendes Phänomen im Prozeß sozialen Wandels, die besondere Sozialisationsform der 'Freundschaft' spielte in anderen historischen Phasen jedoch kaum eine Rolle. Warum also nach 1740? Was verursachte die Bindung von Freude an Freundschaft? Die affektive Überhöhung der Freundschaft durch das Elementarprinzip der 'Freude'? Fragen dieser und ähnlicher Art können weder auf der literarischen noch auf der soziologischen Ebene allein zufriedenstellend beantwortet werden. Zieht man

¹² Friedrich H. Tenbruck, Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 16 (1964), S. 431 — 456.

sie aber bei der Betrachtung von Freude- und Freundschaftsdichtungen nicht mit ein, so bleiben die Aussagen darüber unspezifisch; dann liegt es auch nahe, sie, wie es in der Forschung bisher meist geschehen ist, als vergleichsweise unverbindliches anakreontisches Spiel abzutun. Es überrascht daher nicht, daß nicht nur die Leser der vergangenen 150 Jahre, sondern auch die Gelehrten mit dieser Dichtung fast nichts anzufangen wußten. Selbst Schillers Ode ›An die Freude‹, die zugleich einen Hymnus auf die Freundschaft darstellt, lebt in unserer Zeit nur durch Beethovens Vertonung weiter.

3. Die folgenden psychosozialologischen Überlegungen stellen den Versuch dar, den Freude- und Freundschaftskult des 18. Jahrhunderts als eine begründbare Reaktion auf gesellschaftliche und politische Verhältnisse der Zeit zu verstehen. Derartige Reaktionen gehen nicht in einem abstrakten oder poetologischen Raum vor sich, sondern sind das Ergebnis von Auseinandersetzungen, die historisch faßbare Menschen in einer bestimmten, beschreibbaren historischen Situation austragen. Die Frage, warum sie in dieser Situation Freude und Freundschaft in Gedichten feiern und warum die Gedichte so und nicht anders aussehen, ist mit dem Hinweis auf philosophische Schulen und poetologische Regeln nur sehr vordergründig zu beantworten. Der Versuch eines vertiefenden Verständnisses führt notwendigerweise dazu, neben soziologischen Kategorien auch solche der Psychologie bzw. der Psychoanalyse einzuführen. Dies soll aber nicht geschehen, ohne theoretische Vorüberlegungen anzustellen.

Die besondere Schwierigkeit eines psychosozialologischen Ansatzes liegt darin, daß die Psychoanalyse, so wie sie sich in der Nachfolge Freuds entwickelte, bisher keine Theorie des Erwachsenen ausgebildet hat; es fragt sich, ob sie aufgrund ihres überwiegenden Interesses an frühkindlichen Prägungen überhaupt dazu imstande ist. Eine Theorie des Erwachsenenverhaltens zu entwerfen, heißt nicht, frühkindliche Entwicklungsphasen (anale, orale, phallische; Ödipuskomplex) unbeachtet zu lassen, sondern jenem späteren psychischen Verhalten des Menschen besondere Aufmerksamkeit zu schenken, das offensichtlich mit im Spiel ist, wenn sich der einzelne z. B. für oder gegen Parteinahmen in den verschiedensten Lebensbereichen entscheidet. Dies gilt für politische Gruppierungen nicht weniger als für Moden, Themen oder Geschmacksrichtungen. In Hinblick auf die Literatur sind dabei die Entstehung bestimmter Bewegungen, die Vorliebe für bestimmte Stile, die Herausbildung bestimmter Epochen und das Zustandekommen klar abgrenzbarer Gruppierungen innerhalb von Stilrichtungen und Epochen von besonderem Interesse. Ohne Zwei-

fel liegen bei jedem einzelnen Vertreter einer bestimmten literarischen Richtung Einzelentscheidungen vor, die jeweils mit seiner besonderen Lebensgeschichte zu tun haben. Da die einzelnen Lebensgeschichten ein hohes Maß an Prototypischem enthalten, könnte man erwarten, daß sie über Jahrhunderte hinweg zu weitgehend ähnlichen Entscheidungen führen und damit zu weitgehend analogem Verhalten in Hinblick auf die soziale Umwelt, in der der einzelne steht. Dies trifft aber nur in sehr spezifischem Sinn und nur in bezug auf bestimmte Aspekte zu. Im großräumigen historischen Ablauf wechseln Epochen von außerordentlicher Unterschiedlichkeit einander ab. Von der Erfüllung elementarer menschlicher Bedürfnisse abgesehen, ist ein großer Teil des täglichen Verhaltens, sind insbesondere aber Entscheidungen im intellektuellen und kreativen Bereich von Epoche zu Epoche Veränderungen unterworfen, die aus der Lebensgeschichte einzelner allein nicht erklärbar sind und deshalb die Annahme nahelegen, daß bestimmte intellektuelle und künstlerische Leistungen nach Inhalt und Form ein unmittelbarer Ausdruck von Zeitgeschichte sind. Abgesehen davon stehen innerhalb eines bestimmten Zeitraumes kontrastierende Bewegungen bzw. Stilrichtungen nebeneinander (z. B. Aufklärung und Sturm und Drang, Naturalismus und Impressionismus), in denen sich einzelne Gruppen nicht nur für verschiedene Themen, Stoffe und Stilmittel entscheiden, sondern in denen diese Entscheidungen zugleich das sehr unterschiedliche Verhältnis zwischen dem einzelnen und seiner sozialen Umwelt zum Ausdruck bringen. Es stellt sich daher die Frage, welche Umstände es sind, die einerseits kontrastierende Bewegungen und Stilrichtungen verursachen und andererseits dazu beitragen, daß innerhalb bestimmter Epochen und Stilrichtungen ausgeprägte Gruppenbildungen entstehen, d. h. wie — trotz individueller Nuancierungen — subjektive Entscheidungen vieler einzelner zustande kommen, die ein hohes Maß an Gleichgerichtetheit, Gleichartigkeit und Gleichgewichtigkeit besitzen und so über individuelle Entscheidungen hinaus zu Bestandteilen von Gruppenverhalten werden, das unverwechselbar einmalige Merkmale trägt.

Die Tatsache, daß jede Person im Laufe ihrer Entwicklung mit bestimmten phasenspezifischen Problemen fertig zu werden und einen bis über die Adoleszenz hinaus andauernden Selbstfindungsprozeß zu durchleben hat, führt offenbar nicht dazu, daß alle Erwachsenen über gleiche Verhaltensmuster und Entscheidungsstrukturen verfügen. Andererseits ist die Unterschiedlichkeit der Lebensvollzüge auch nicht so groß, daß Unvergleichbares zustande kommt. Für eine psychosozial orientierte Literaturwissenschaft, deren besonderes Interesse im Verstehen der Wechselbeziehungen zwischen Um-

welt/Selbsterfahrungen und Thema/Stilentscheidungen des Autors liegt, ist die Feststellung von psychologisch Prototypischem nur eine Seite der Medaille — und meist die weniger erregende. Die Frage nach der sich wandelnden, je spezifischen Vergegenwärtigung und Behandlung von Prototypischem hat demgegenüber Vorrang. Bei ihren Bemühungen geht es also nicht sosehr um die Feststellung von psychischen Konstanten im literarischen Werk (wie z. B. dem Ödipus-Komplex), sondern vielmehr um die Einsicht in die vielfältigen Möglichkeiten, sich mit gegebenen Konflikten auseinanderzusetzen, und zwar sowohl auf der Ebene des Werks (Darstellung konflikthafter Themen) als auch auf der des Autors (Voraussetzungen der Werkstruktur in der Konfliktsituation des Autors). Dabei interessiert nicht in erster Linie die Tatsache, daß es Konflikte sind, die im Werk dargestellt werden bzw. die schöpferische Tätigkeit des Autors in Gang setzen und in Gang halten, sondern vielmehr der Zusammenhang zwischen Konflikthaftigkeit einerseits und der Wahl von Themen, Behandlungsweisen und Darstellungsmitteln andererseits. So stellt sich z. B. für das 18. Jahrhundert die Frage, warum eine der Grundforderungen der Zeit, nämlich die, der persönlichen Autonomie des Menschen Geltung zu verschaffen, in einem Fall mit revolutionärer Gebärde (»Götze«, »Räuber«) und im anderen mit selbstdisziplinierendem Pathos (»Iphigenie«) gestaltet wird, und dies jeweils unter Verwendung bestimmter formaler Mittel, d. h. in bestimmter ästhetischer Form.

Die Beantwortung solcher Fragen setzt psychoanalytische Einsichten voraus, die die Psychoanalyse als primär therapeutisch orientierte Lehre bisher nur am Rande verfolgte und die sich aufgrund ihrer besonders gelagerten Theoriebildung (Betonung frühkindlicher Sexualität) eher in Ausnahmefällen ergaben. Dennoch stellt die Psychoanalyse für die Behandlung der hier gestellten Fragen entscheidende Grunderkenntnisse zur Verfügung, die freilich zum Zwecke einer psychosozialen Literaturbetrachtung in einen besonderen theoretischen Rahmen zu stellen sind. Dabei kann von folgenden Überlegungen ausgegangen werden: Was als Ergebnis des Entwicklungsvorganges eines Menschen zustande kommt, stellt eine jeweils besondere, im ganzen aber sehr komplexe und komplizierte Mischung von subjektiv und intersubjektiv begründetem Verhalten dar. Sexualpsychologisch erfassbare Grunderfahrungen und Reaktionstendenzen werden offenbar durch den jeweils besonderen, im ganzen aber in vieler Hinsicht für Zeitgenossen gleichgerichteten Sozialisationsprozeß im Umkreis bestimmter Verhaltensmuster festgelegt, und zwar nicht nur in Hinblick auf die Adoleszenz, sondern auch auf das Erwachsenen-dasein. Sehr vieles spricht dafür, daß mit der Adoleszenz zwar viele, aber bei

weitem nicht alle Prägungen der Einzelpersönlichkeit vollzogen sind. Nach welchen Mustern verhält sich der Erwachsene in der Nach-Adoleszenz? Welche Faktoren spielen eine Rolle? Welches Gewicht besitzen sie? Woher kommen Impulse zu Verhaltensänderungen? insbesondere zu Verhaltensänderungen, mit denen einzelne in eine gewisse Parallelität zu anderen treten, die sie in der Regel gar nicht kennen? Fragen dieser Art spielen eine besondere Rolle, wenn es nicht nur darum geht, zu klären, warum ein bestimmter Autor ein bestimmtes Thema auf bestimmte Weise behandelt, sondern aufgrund welcher Zusammenhänge eine größere Zahl von Autoren in einer bestimmten Zeit bestimmte Themen in ganz ähnlicher Weise und in einer ganz ähnlichen Form aufgreifen und gestalten. Erkenntnisse der Massenpsychologie helfen hier nicht weiter, denn es ist ganz sicher nicht so, daß Autoren einer bestimmten Epoche oder Stilrichtung ihre Individualprägung aufgeben, d. h. in Gemeinschaft anderer anders fühlen, denken und handeln als jeder von ihnen für sich fühlen, denken und handeln würde. Das Charakteristische einer Massenbewegung, daß sie nämlich nicht nur eine Summe von individualpsychologischen Elementen, sondern Individualpsychologisches transzendierende Komponenten enthält, trifft für die epochenspezifische Wahl von Thema und Stil in der Regel nicht zu; wengleich die Macht, die von literarischen Führerpersönlichkeiten oder Gruppen ausgeht, gelegentlich Erscheinungen zeitigen mag, die massenpsychologische Merkmale enthalten (Göttinger Hain).

Bei dem Versuch, die Gleichgerichtetheit, Gleichartigkeit und Gleichgewichtigkeit von Thema und Stil in einer bestimmten Zeit zu erklären, kann man m. E. nur individualpsychologisch verfahren. Die Analogie von Thema und Stil bei einer zahlenmäßig mehr oder weniger großen Gruppe von Autoren und das analoge Interesse von zahlreichen Lesern, deren Verhalten in vielen anderen Aspekten unterschiedlich ist, hat zunächst damit zu tun, daß im Werk jeweils prototypische Konflikte verarbeitet werden. Wäre aber das Prototypische der allein oder vorwiegend entscheidende Faktor, wäre es schwierig zu erklären, warum Zeitgenossen Werke verfassen, die sich nach Thema, Absicht, Art und Stil auffallend unterscheiden. Sehr vieles spricht dafür, daß über Prototypisches hinaus die Art und Weise der Sozialisation einzelner Autoren für die Erklärung von übergreifenden Gemeinsamkeiten von entscheidender Bedeutung ist. Faktoren der Sozialisation (Elternhaus, Schule, Öffentlichkeit; Verhältnis zum Staat, zur Kirche, zu Organisationen), die ihrerseits ein Produkt historischer Prozesse darstellen und sich also verändern, scheinen wesentlich dazu beizutragen, daß bestimmte Gruppen Analoges erfahren und sich einzelne Mitglieder der Gruppe daher weitgehend ähnlich verhalten. Der Kon-

takt untereinander ist dabei nicht entscheidend. Wenn er zustande kommt, hat er eine für den einzelnen stützende, bestätigende, rechtfertigende, legitimierende Funktion und erleichtert die Profilierung einzelner Gruppen gegenüber anderen, deren Sozialisation in anderem Kontext verläuft. Zeitgenossenschaft im Sinne von Gemeinsamkeit (soziale Identität) ist auf diesem Wege — ausreichende Faktenbasis vorausgesetzt — ebenso erklärbar wie die Unterschiedlichkeit von Gleichzeitigem.

Zur Erfassung des Sozialisationsfeldes, in dem ein einzelner in Analogie zu anderen einzelnen in einer bestimmten Zeit und Landschaft steht, genügt es nicht, äußere Faktoren anzuführen. Es ist nötig herauszufinden, welche psychologischen Konflikterfahrungen und Sensibilisierungen bzw. welcher Leidensdruck mit dem Eintritt und Sich-Einleben in die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse einer bestimmten Konstellation verbunden sind, und in welcher Weise so etwas wie Verständigungsbereitschaft und Verständigungsbedürfnis mit anderen entstehen, in deren Sozialisationsprozeß ähnliche Erlebens- und Verhaltensmuster, ähnliche Wertvorstellungen, ähnliche Ängste, ähnliche Bedürfnisse, ähnliche Kompensationstendenzen zustande kommen. Daß bei der Feststellung der Sozialisationsfaktoren die einzelnen Informationen — vor allem für frühere Epochen — auf unterschiedlichem Wege gefunden werden, ja gelegentlich aus dem Werk selbst erschlossen werden müssen, muß in Kauf genommen werden; wie auch sonst, ist das Kriterium für die Legitimierung des methodischen Verfahrens die Evidenz der Ergebnisse. Als Erschweren muß darüber hinaus hingegenommen werden, daß für dieses Verfahren nur psychoanalytische Kategorien zur Verfügung stehen, die nicht im lebendigen Kontakt mit dem analysierten Patienten gewonnen und nicht in Hinblick auf seine Therapie entwickelt wurden; doch weder um Rückmeldung und Therapie geht es hier, sondern um den Versuch, Erkenntnisse von Zusammenhängen zu finden, die in den Text integriert sind, und zwar sowohl in Hinblick auf dessen Zustandekommen (Produktion) als auch auf die Implikationen, die er mit sich trägt. Was den Text mitkonstituiert, findet in ihm — so oder so — seinen Niederschlag; die Präsenz dieser Faktoren ist häufig aber nur dann erkennbar, wenn die Voraussetzungen seines Entstehens mit in den Blick genommen werden; nicht ein Biographismus oder Psychologismus ist das Ziel der gewählten Betrachtungsweise (die darauf verzichtet, auf anderem Weg gewonnene und gesicherte Erkenntnisse hier nochmals zu wiederholen), sondern die Fähigkeit des Betrachters, den Text in umfassenderem Sinne zu durchschauen. Daß der literaturkritisch Analysierende aufgrund der genannten Erschweren darauf angewiesen ist, Analogieschlüsse aus klinisch gewonnenen und weitgehend ge-

sicherten Erkenntnissen zu ziehen, ist eine notwendige Entscheidung zum Verfahren.

4. Träger der Freude- und Freundschaftsdichtung des 18. Jahrhunderts sind bürgerliche Intellektuelle. Der Prozeß ihrer Sozialisation führte in jedem einzelnen Fall in Widersprüche, aus deren besonderer Struktur viele Aspekte ihrer Entscheidungen zu Thema, Absicht und Stil erklärbar sind. Es ist nicht möglich, im Zusammenhang dieser thesenhaft orientierten Studie die Zeitgeschichte ausführlich darzustellen. Die wichtigsten Aspekte der Sozialisation bürgerlicher Intellektueller im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts seien aber soweit skizziert, daß es möglich wird zu zeigen, daß das Zusammenspiel bestimmter zeitgeschichtlicher Faktoren die Freude-Freundschafts-Thematik im Sinne einer Abwehr zeitspezifischer Konflikterfahrungen nahelegte.

Das bürgerliche Elternhaus der Zeit war streng patriarchalisch ausgerichtet. Ihm entsprach eine Schulbildung, deren Kern die Lateinschule und die Universität darstellten. Die Bildungsstätten trugen wesentlich dazu bei, Wertvorstellungen und Verhaltensweisen zu festigen, auf die sich der absolutistische Staat, auch in seiner aufgeklärten Form, stützte. Trotz großer Vielfalt im einzelnen galt für das gesamte Bildungs- und Ausbildungswesen, daß es größten Wert auf die Verinnerlichung nützlicher ethischer Werte und auf die Vermittlung brauchbarer Fertigkeiten legte. Im Vergleich zu den vorausgehenden Jahrhunderten trat als Neuerung eine Verlagerung der Schulaufsicht von kirchlichen zu staatlichen Instanzen und eine fortschreitende Säkularisierung der Bildungsinhalte ein. Ihr Wert wurde an der Verwendbarkeit im absolutistischen Staat gemessen, der ohne eine bestimmte Wirtschaftsstruktur und Verwaltungspraxis nicht denkbar ist. Hinzu kam, daß immer mehr Vertreter neuer sozialer (bürgerlicher) Gruppen, die bislang nicht im selben Ausmaß Bildung angestrebt hatten, nach Bildung drängten. Insbesondere das Bürgertum sah in der Bildung — neben Handel, Gewerbe und Beamtenberuf — einen Bereich, in dem es möglich schien, sich dem vor allem politisch und gesellschaftlich dominierenden Adel gegenüber ein Leistungsreservat zu schaffen, das sozialen Aufstieg fördern konnte. Der Anspruch, die eigene Position in sozialer und politischer Hinsicht zu verbessern, war eine unmittelbare Folge der wirtschaftlichen Konsolidierung des Bürgertums. Die konsequente, rational operierende merkantilistische Wirtschaftspolitik der absolutistischen Staaten, die im Dienst von ausgeprägtem Machtdenken stand, hatte die materielle Besserstellung des Bürgertums zum Ziel. Die Steigerung der Steuerkraft der Bevölkerung erschien den Fürsten als elementare Voraussetzung des Machtzuwachses. Die

Anstrengungen der Fürsten, die Wirtschaft durch Maßnahmen unterschiedlichster Art zu fördern, kam den Intentionen des Bürgertums in Gewerbe und Handel entgegen. Wie sehr das Bürgertum entschlossen war, von der Chance, die sich ihm bot, Gebrauch zu machen, zeigen nicht nur seine Bereitschaft, mit den Höfen zusammenzuarbeiten, sondern auch — neben Konkurrenzdruck, Egoismus und Geldsucht — die Ausbildung einer praktisch orientierten und auf Berufserfolg ausgerichteten Bürgermoral. Die Normen bürgerlicher Tugend (wie Fleiß, Redlichkeit, Sparsamkeit) sollten in erster Linie den Zweck erfüllen, den einzelnen in einer Weise zu disziplinieren, daß Leistungsvermögen und Gehorsam sichergestellt waren. Ein großer Teil der lehrhaften Poesie diente diesem Zweck, insbesondere die Fabeldichtung, die einen Zweckrationalismus propagierte, der den ungestörten Ablauf von Vorgängen in Wirtschaft und Verwaltung gewährleisten sollte. Bei aller Unterschiedlichkeit der einzelnen bürgerlichen Gruppen (Kaufleute, Handwerker, Beamte, Lehrer) vereinte sie der Gedanke, daß äußerer Erfolg den Weg nach oben mit mehr Gewißheit sicherte, als die offenbar verbreiteten (und in vielen Satiren geißelten) Laster des Duckmäusertums, der Heuchelei und der Selbstverleugnung. Dabei war die Trennung von Beruf und privater Sphäre eine der Folgen der Wirtschaftsstruktur, die den Lebensstil breiter Kreise veränderte; sie ermöglichte es, den Beruf (insbesondere in Gewerbe und Handel) so effektiv wie möglich zu gestalten — unter Heranziehung der am besten geeigneten Arbeitskräfte, die nicht mehr dem Familienverband anzugehören brauchten — und die Befriedigung subjektivistisch-emotioneller Bedürfnisse auf den Familienkreis zu beschränken, was angesichts der ausgeprägt patriarchalischen Familienstruktur zur Ausbildung eines bestimmten Verhaltenskodex führte. Auf diese Weise gewannen nicht nur Betriebe und Büros, sondern auch das Privathaus und der Privatgarten eine bedeutsame Sozialisationsfunktion. Während der eine Bereich von einem gesteigerten Leistungsdruck beherrscht war, prägten den anderen nicht weniger Vollbringungszwänge: das wohlgeordnete, den Konventionen entsprechende und somit äußerer Repräsentanz dienende Familienleben wurde mehr und mehr zum Indiz für den Erfolg des Familienoberhauptes in Wirtschaft und Verwaltung. Und je glanzvoller das Haus — jeweils im Rahmen abgestufter bürgerlicher Vermögensverhältnisse — den Erfolg verkörperte, um so leichter fiel es, auf politische Macht und politischen Einfluß zu verzichten.

Die weitgehend auf Interessengemeinsamkeit mit den Höfen begründete Bereitschaft der Bürger, sich anzupassen, um sich im gegebenen Rahmen zu bewahren, wurde jedoch nicht von allen in gleicher Weise geteilt. Bürgerliche

Intellektuelle begegneten während des Studiums oder bei ihrer Lektüre Ideen, die zur Praxis des politischen und gesellschaftlichen Lebens in sichtbarem Kontrast standen. Der Subjektivismus, der sich zunächst im Zusammenhang bürgerlicher Tätigkeit ergeben hatte und ohne die Selbständigkeit, die Verantwortlichkeit, den Einfallsreichtum und das Risiko des einzelnen Bürgers gar nicht denkbar war, besaß auch eine emanzipatorische und systemsprengende Kraft. Sicherlich kam diese Komponente im 18. Jahrhundert in Deutschland nicht wirklich zum Tragen, es liegt aber nahe, daß Ideen, die der Besonderheit des Individuums Rechnung trugen, ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit und Identifikationsreiz besaßen. Dies galt vor allem für die naturrechtlich begründete Vertragslehre und für die Glückseligkeitsphilosophie, die nicht davon zu trennen ist. Christian Wolffs ›Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen‹ (1721) verbanden diese beiden Ideen, entschärften sie aber zugleich mit der Forderung, diese Grundrechte und -werte im Rahmen des absolutistischen Staates zu verwirklichen. Nichtsdestoweniger zieht sich durch das Schrifttum schon der ersten Jahrhunderthälfte wie ein roter Faden die — in unterschiedlichen Graden politisch verstandene — Forderung nach Freiheit und Selbstverwirklichung:

Der ist beglückt, der seyn darf was er ist,
 Der Bahn und Ziel nach eignen Augen misst,
 Nie sklavisch folgt, oft selbst die Wege weiset,
 Ununtersucht nichts tadelt und nichts preiset,
 Und, wenn sein Witz zum Dichter ihn bestimmt,
 Natur und Zeit zu seinen Führern nimmt.¹³

Es ist eine Besonderheit der deutschen Literatur der Vor-Sturm-und-Drang-Zeit, daß die politisch-gesellschaftlichen Ansprüche, die sich aus der praktischen und philosophischen Begründung des Subjektivismus ergaben, nur gelegentlich durchbrachen und nur selten offen oder halbverdeckt formuliert wurden. Im Spannungsfeld von Emanzipation und Anpassung ergaben sich für den einzelnen Autor unterschiedliche Möglichkeiten. Er konnte sich in den Dienst der Verinnerlichung aller jener ethischen Werte stellen, die den status quo stützten (Gellert), er konnte die Herrschaftspraxis im absolutistischen Staat anprangern (Schubart), er konnte in mehr oder weniger offener Form Alternativ-Entwürfe konzipieren (Lessing), er konnte aber auch — und dies scheint im größten Teil der Literatur geschehen zu sein — Sublimierungen

¹³ Hagedorn, Werke, Bd. 1, S. 80.

formulieren, die sich aus dem Grundwiderspruch ergaben, in dem vor allem bürgerliche Intellektuelle standen. Selbstverständlich konnte sich beim einzelnen Autor eine komplizierte Verflechtung dieser Möglichkeiten ergeben. Was für andere Zeiten gilt, hat auch in diesem Zusammenhang Bedeutung: Nicht reale Armut oder Unterdrückung produzieren Konflikte, diese ergeben sich erst dann, wenn äußere und innere Not von dem Bewußtsein begleitet sind, daß die Verhältnisse anders sein könnten und sein sollten. Selbstverwirklichungsforderungen werden in der Regel dann virulent und wirken sich konfliktfördernd aus, wenn die Erwartung und Aussicht besteht, ihre Verweigerung zu überwinden.

Der Widerspruch, von dem hier die Rede ist, kann näher präzisiert werden. Es ist nicht so, daß sich der Subjektivismus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ohne weiteres Bahn brach. Spezifische Werte wie Gleichheit, Freiheit, Selbsttätigkeit, Selbstverwirklichung und Glückseligkeit, die dem einzelnen versprochen, ein erfüllteres, reicheres, sinnvolleres Leben führen zu können, erschienen aber am Horizont und festigten sich im Bewußtsein vieler. Dies geschah verbunden mit der Erwartung, daß die Verwirklichung dieser Werte schon im irdischen Bereich erfolgen könne. Nichts weniger als dies versprach der moderne Eudämonismus des 18. Jahrhunderts. Unbeschadet des Versuchs vieler Popularphilosophen, Dichter und Literaten, die subjektivistisch-emanzipatorischen Ideen in den absolutistischen Staat und in die in seinem Schoß sich entfaltende bürgerliche Gesellschaft zu integrieren und sie auf diese Weise zu domestizieren, blieben sie ein Ferment, das ein hohes Maß an Emotionalität band. Dies verwundert nicht, da sowohl die bürgerliche Praxis und ihre ethische Steuerung (Tugenden) als auch der absolutistisch geführte Staat und seine Verwaltung als etwas Emotionsfeindliches erfahren wurden. Der nicht angepaßte einzelne fühlte sich von der Staatsgewalt bedroht. Die Starre, die Kälte, die Anonymität und die Willkür, mit der sie herrschte, verhinderten jede affektive Bindung an den Staat. Patriotisch zu sein, hieß, in (mehr oder weniger geheimer) Opposition zu ihm zu stehen.¹⁴ Aber auch die Praxis bürgerlichen Lebens ließ wenig Raum für subjektive Entfaltung und emotionelle Bezogenheit. Denn mit dem Leistungszwang des bürgerlichen Berufslebens ging sowohl eine Tabuisierung alles Sexuellen, als auch — im Zu-

¹⁴ Werner Krauss, Zur Konstellation der deutschen Aufklärung, in: W. K., Perspektiven und Probleme (1965), S. 143—265. W. Krauss zeigt (u. a. S. 150) sehr überzeugend, daß sich in den freiheitlichen und patriotischen Forderungen des 18. Jahrhunderts nationale Ideen mit staats- und fürstenfeindlichen Bestrebungen verbanden.

sammenhang damit — die Unterdrückung von Spontaneität, Unmittelbarkeit und freier Gefühlsäußerung einher. Was nicht im Rahmen vorgeplanter, leistungsbezogener Abläufe stand, konnte sich als Störfaktor erweisen. Die Konvention des Alltags grenzte nicht nur sozial gegen andere Gruppen ab, sie erwies sich auch als Element, das die Einbindung des einzelnen in ein Wertesystem und ein Verhaltensschema sicherstellte und insofern eine sozialdisziplinierende Funktion ausübte.

Es liegt nahe anzunehmen, daß sich ein beträchtlicher Teil der heranwachsenden Intellektuellen im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts den Widersprüchen, die sich aus ihrer Sozialisation ergaben, nicht zu entziehen vermochte. Ausgestattet mit Ideen eines freieren, erfüllteren, selbsttätigeren und Glück versprechenden Lebens, das ein Mehr an Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung versprach, sahen sie sich von Zwängen äußerer Verhältnisse (Leistungsdruck und Geldherrschaft einerseits, ungehemmte staatliche Machtentfaltung andererseits) eingeengt und durch verinnerlichte Normen (Tugend, Tabus) festgelegt. Es gehört zum Wesen einer solchen Konfliktsituation, daß viele seiner Komponenten nicht bewußt sind (wären sie es, sähe der Konflikt anders aus oder bestünde er nicht in derselben Schärfe) und daß konkurrierende verinnerlichte Werte, die die Zwänge zugleich in Frage stellen und festigen, entschiedene Parteinahme ebenso verhindern wie die klargerichtete, die Verhältnisse verändernde Tat. Die Tatsache, daß sich die hier skizzierte Sozialisationssituation von der des frühen und späteren 18. Jahrhunderts erkennbar unterscheidet, kann im Zusammenhang der hier geführten Überlegungen nur behauptet werden; im Rahmen einer umfassenderen Studie wird sich die Möglichkeit ergeben, sie im einzelnen darzustellen.

5. Die hier umrißhaft skizzierte Konfliktsituation, von der man annehmen muß, daß sie in zahlreichen bürgerlichen Intellektuellen in weitgehend analoger Weise zustande kam, löste in den Einzelpersonen jeweils eine Phantasietätigkeit aus, deren Parallelität unverkennbar ist. Man muß davon ausgehen, daß es sich dabei um eine Phantasietätigkeit handelte, für die der Umgang mit bestimmten Themen und Stilrichtungen eine lustvolle Erfahrung darstellte. Die von Freud betonte Analogie von Dichtung und Traum bzw. Tagtraum trägt zur Erklärung der vorliegenden Phänomene kaum bei. Tagtraumhaftes liegt zu sehr auf der Linie konkreter Wunscherfüllungsbedürfnisse. Phantasiertes, das die Poesie als Artikulationsmedium wählt, antwortet in umfassenderem Sinn auf die Konfliktsituation; in ihm kommen neben dem Es und dem Über-Ich das Realitätsprinzip und die Leistungen des Ich mit dem Ziel einer

Konfliktbewältigung entschiedener zur Geltung, als dies in Träumen bzw. Tagträumen der Fall zu sein scheint. Es ist davon auszugehen, daß die Inhalte der dichterischen Phantasieprodukte in Korrelation stehen zu der spezifischen Konfliktkonstellation, in der sich nicht nur ein einzelner, sondern eine durch ihren Sozialisationsprozeß charakterisierbare Gruppe befindet. Dabei erweisen sich die einzelnen Elemente des im Werk Phantasierten als Projektionen von — wenigstens grob erfaßbaren — Komponenten der Konfliktstruktur. Dies nachzuweisen, wird immer nur in begrenztem Umfang möglich sein, dennoch läßt sich mit einiger Sicherheit feststellen, welches Gewicht die einzelnen Konfliktelemente besitzen.

Die Korrelation zwischen Belastungsfaktoren, die zu Konflikten führten, und Themen der Dichtung ist in Hinblick auf den Komplex 'Freundschaft' besonders auffallend. Man schließt zu kurz, wenn man davon ausgeht, daß die 'Freistellung' vieler Bürger zur Freundschaftsdichtung führe. Eine defizitäre Sozialstruktur löst ohne Zweifel die Bildung von Ersatzkonstruktionen aus. Dies erklärt die Gründung so vieler Bünde, Vereine und Logen im 18. Jahrhundert. Mit der organisatorischen Sicherung des einzelnen in solchen Vereinen ist die sonst fehlende Integration weitgehend — wenn auch nur ersatzhaft — erreicht. Dies trifft insbesondere für Angehörige des *Wirtschaftslebens* zu, die in vielen Vereinigungen ein geeignetes Mittel fanden, ihre Interessen zu vertreten oder zu verfolgen. Der Hinweis auf 'Freistellung' erklärt daher überzeugend die große Zahl von Vereinsgründungen im 18. Jahrhundert, nicht aber die Tatsache, daß — trotz einer gewissen Entschärfung der Situation durch nicht-staatliche Organisationsformen — ein umfangreiches Schrifttum entstand, das die Freundschaft zum Thema nahm. Offensichtlich spielte nicht sosehr die Tatsache der 'Freistellung' einer bestimmten Personengruppe (dessen Ausmaß schwer feststellbar ist) dabei eine Rolle, sondern die subjektive Belastung einzelner, die damit verbunden war. Überspitzt gesagt, nicht was objektiv an historischen Vorgängen vorliegt, kann zur Erklärung der verbreiteten Wahl von Freundschaftsthemen herangezogen werden, sondern das, was historisch faßbare Vorgänge in einzelnen Menschen angerichtet haben. Die Tatsache, daß sich Zeitumstände auf den einzelnen fatal auswirken, hängt nicht nur von den Umständen ab (auch wenn sie drastische Formen der Unterdrückung enthalten), sondern von den subjektiven Erwartungen der Betroffenen, die im allgemeinen Rahmen nicht erfüllt werden. Insofern ist es von großer Wichtigkeit festzuhalten, daß von den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts an Selbstverwirklichungs-, Gemeinsamkeits- und Glückseligkeitsideen (deren Abkunft aus der bürgerlichen Praxis und der sie begleitenden Theorie und Rechtferti-

gungslehre ohne Schwierigkeit nachweisbar ist) in die Breite wirkten und zur Mitte des Jahrhunderts hin mehr und mehr an Gewicht, Überzeugungskraft und innerer Evidenz gewannen. Vor dem Erwartungshorizont dieser Ideen machten die Verhältnisse der Zeit ein Defizit bewußt, das nicht nur die Schaffung von Ersatzorganisationen nahelegte, sondern vor allem eine Phantasietätigkeit in Gang setzte, die den Wert von Solidarität vergegenwärtigte. Die fast unbegrenzte Machtausübung durch den Staat; Starre, Kleinlichkeit, Härte und Arroganz des sich überall mehr und mehr etablierenden Beamtentums; Willkür, Habgier und heuchlerische Betrugerei von Steuereintreibern; Leistungsdruck, Egoismus, Geldsucht, Konkurrenzdenken und rücksichtsloses Ausnützen geschäftlicher Vorteile im Bereich bürgerlicher Berufs- und Lebenspraxis wirkten sich im Sinne von Trennung, Isolierung und Ausgesetztsein des einzelnen aus und standen in scharfem Kontrast zu dem Selbstverwirklichungs-, Gemeinschafts- und Glücksdenken, dem Leitlinien des Lebens ganz anderer Art abzugewinnen gewesen wären. Die Folge konnte nur ein Ausmaß an innerer Entfremdung, Bedrohtheit, Angst und Vereinsamung sein, die man bis dahin nicht gekannt hatte. In dieser Situation überrascht es nicht, daß sich die Phantasie vieler mit einer Sozialisationsform befaßte, die eine denkerische und emotionelle Alternative zur inneren Bedrängnis darstellte. Zur Tatsache, daß diese Alternative in der Gestalt von 'Freundschaft' (über alle Organisationsform bürgerlicher Interessenswahrnehmung hinaus) und nicht in einem anderen Wertkomplex gefunden wurde, trug eine Reihe weiterer Faktoren bei. So war die Tugend der *amicitia*, die sich in großen Beispielen der Vergangenheit darstellen ließ, ohne Schwierigkeiten in die Denk- und Affektstruktur dieser so sehr an ethischen Normen orientierten Zeit integrierbar. Andererseits war mit dem Hinweis auf die Freundschaft, wie aus vielen Dokumenten hervorgeht, die Gewißheit verbunden, daß sich der Bedürftige in der Not darauf verlassen konnte, Hilfe zu finden. Freundschaft war überdies eine Tugend, die im adeligen und höfischen Leben bislang keine besondere Rolle gespielt hatte und sich definitionsgemäß nur zwischen Menschen gleichen Ranges verwirklichen ließ. Philosophische, ethische und praktische Aspekte sowie die Ausprägung einer bestimmten Denkstruktur kamen somit einer Phantasietätigkeit entgegen, die in Abwehr einer zeitgeschichtlich gegebenen inneren Bedrängnis den Blick auf das Thema 'Freundschaft' richtete.

Die Stärke der durch konflikthafte Erfahrungen ausgelösten Impulse zu einer auf 'Freundschaft' gerichteten Phantasietätigkeit muß beträchtlich gewesen sein. Dies geht nicht nur daraus hervor, daß sich eine große Zahl von Zeitgenossen an der literarischen Behandlung des Themas beteiligte, sondern daß die

Freundschaftspflege als einer besonderen Form der Phantasietätigkeit so weit ging, daß sie gelegentlich abstruse Gestalt annahm. So begann Wilhelm Gleim 1745 eine Sammlung von Porträts von Freunden anzulegen, unter denen sich Bildnisse von Männern und Frauen befanden, die er gar nicht oder zum Zeitpunkt der Erwerbung noch nicht kannte, von denen er aber Rühmliches gehört hatte und die er deshalb für qualifiziert hielt, in die ideale Gemeinde, die er um sich versammelte, aufgenommen zu werden. Gleim umgab sich aber nicht nur mit einem weitgehend imaginären ‘Musen- und Freundestempel’ und sah die Briefe seiner Freunde nicht nur als Teil seiner Bibliothek an, sondern verfügte auch, daß um sein eigenes Grab in seinem Garten die Urnen seiner Freunde aufgestellt werden sollten.¹⁵ Sehr deutlich wird an solchem Verhalten, für das es weitere Beispiele gibt, daß sich die Phantasie bürgerlicher Intellektueller nicht nur mit dem Thema ‘Freundschaft’ beschäftigte, sondern daß sie sich auch greifbare Objekte zur ständigen Vergegenwärtigung der damit gegebenen Inhalte schuf.

In welchem Ausmaß „der brennende Durst, Freunden ein Freund zu sein“, zu kulthaft-symbolischen Formen führte, zeigte der Göttinger Hain. Wäre es nur darum gegangen, Hilfsbereitschaft und Verlässlichkeit zu bekunden, wäre es nicht nötig gewesen, dem Zusammenschluß eine „ordentliche“ Form zu geben, unter „heiligen“ Eichenbäumen barhaupt einander Freundschaft zu schwören, den Mond und die Sterne als Zeugen anzurufen und einen umständlichen Ritus für die wöchentlichen Zusammenkünfte festzulegen. Der Zweck gegenseitiger Förderung durch Kritik der literarischen Werke, die einzelne Mitglieder verfaßt hatten, hätte auch ohne den Schwur „Der Bund ist ewig“ erreicht werden können.¹⁶ Aber wichtiger waren offensichtlich Geste und Zeremoniell. In diesen Zeichen konnte sich der einzelne der Tatsache vergewissern, daß der Komplex Solidarität nicht nur für ihn, sondern für die ganze Gruppe einen überragenden Wert darstellte. Die Dringlichkeit, mit der die Sozialisationsform ‘Freundschaft’ vergegenwärtigt wurde, läßt auf die Stärke der Bedürfnisse schließen, die sich aus der Konfliktlage ergab.

6. Die Vorstellung der Freundschaft war im 18. Jahrhundert mit beträchtlichen emotionalen Energien besetzt. Im Schrifttum der Zeit wird das psychi-

¹⁵ Heinrich Mohr, ‘Freundschaftliche Briefe’ — Literatur oder Privatsache? Der Streit um Wilhelm Gleims Nachlaß, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1973), S. 14—75, hier S. 18 und 30.

¹⁶ Alfred Kelleter (Hrsg.), Der Göttinger Hain (1967), S. 405.

sche Erregungsmoment, das mit der Vorstellung der Freundschaft verbunden ist, als 'Freude' bzw. als 'Vergnügen' bezeichnet. Es ist davon auszugehen, daß diese 'Freude' als Sekundärvorgang zu verstehen ist. Besetzungsenergien haben ihren Ursprung in den Trieben. Die Abfuhr der Triebenergien erfolgt über Unlust-Lust-Erfahrungen, d. h. im Rahmen eines Prozesses, in dem das Ich einen tragfähigen Ausgleich zwischen Es, Über-Ich und Realität finden muß. Zu den besonderen Charakteristika des 18. Jahrhunderts gehörte es, daß die Konfliktsituation, in der eine Gruppe bürgerlicher Intellektueller stand (Über-Ich — Realität), bestimmte affektive Objektbesetzungen verhinderte und spezifische andere nahelegte, ja geradezu erzwang. Prototypische Konflikterfahrungen wurden dabei durch historisch bedingte überlagert und in einer Weise verstärkt, daß sich eine bestimmte Form der Kompensation fast notwendigerweise ergab. Triebhafte Bedürfnisse konnten also — aufgrund innerer (prototypischer) und äußerer (zeitbedingter) Umstände — nicht einfach zur Motorik weitergeleitet, sondern mußten aufgehalten werden, bis das „Denken die Realität geprüft“ hatte, „um nun den Impuls zur Handlung zuzulassen“. ¹⁷ Die ausgeprägten Unlusterfahrungen, die die bürgerliche Lebensführung und staatliche Machtausübung vermittelten, verursachten so — nach Hemmungen und Stauungen — eine Verschiebung psychischer Energien auf den Bereich vorgestellter Werte. Diesem Vorgang lag eine innere Dynamik von beträchtlichem Ausmaß zugrunde: Je bedrohlicher (unlustvoller) der einzelne die Umstände empfand, um so größer war die Verlagerung von psychischen Energien auf den Bereich alternativer Vorstellungen. Dies gilt insbesondere für den Komplex der Freundschaft, aber auch für andere Komplexe im Umkreis dieser Tugend. Die Heftigkeit, mit der 'Freundschaft' vorgestellt wurde, entsprach dem Ausmaß der Unlusterfahrungen, die die soziale und politische Wirklichkeit auslösten. Sie war darüber hinaus der Intensität adäquat, mit der die Vorstellung 'Freude' affektiv besetzt war. Triebziele wurden so auf eine Weise verlagert, daß sie von den Versagungen der Außenwelt unberührt blieben. Das Ausmaß der emotionalen Erregung, das sich nun auf Alternativbereiche bezog, wurde so zum Indiz für den Grad der Anfechtung, die sich aus den Versagungen ergab. Was allgemein gilt, bewahrheitet sich für die hier erörterte Literatur des 18. Jahrhunderts in besonderer Weise: Nur in Kontrastbereichen zum Abgewehrten vermochten die Betroffenen intensiv zu genießen, erfuhren sie 'Freude', vermochten sie hochaufgestaute Bedürfnisse lustvoll abzuleiten. Es ist müßig zu fragen, ob für den Freude-Freundschaftskult des 18. Jahrhun-

¹⁷ Gustav Bally, Einführung in die Psychoanalyse Sigmund Freuds (1961), S. 74.

derts genetisch Prioritäten auszumachen seien, d. h. ob zur Vorstellung der Freundschaft eine emotionelle Komponente hinzukam, oder ob zur psychischen Größe 'Freude' die soziale Form der Freundschaft gefunden wurde. In Wirklichkeit wurde beides gemeinsam phantasiert, d. h. erfolgte die Abwehr in Form einer Entgegensetzung, in der Kognitives und Affektives in untrennbarer Einheit verbunden waren. Die interdependente Bindung der Elemente Freundschaft und Freude geht aus unzähligen dichterischen Äußerungen hervor, so z. B. aus der Ode 'An die Freude' (Göttin Freude) von J. P. Uz:

Göttinn, o so sey, ich flehe,
 Deinem Dichter immer hold,
 Daß er schimmernd Glück verschmähe,
 Reich in sich, auch ohne Gold!
 Daß sein Leben zwar verborgen,
 Aber ohne Sklaverey,
 Ohne Flecken, ohne Sorgen,
 Weisen Freunden theuer sey!¹⁸

An dieser Stelle, wie an vielen anderen (z. B. in der eingangs zitierten Ode Hagedorns ›An die Freude‹), zeigt sich, daß Freundschaft und Freude auf die gleiche soziale und politische Gegenwelt zu beziehen sind; auf eine Gegenwelt, die sich mit dem Hinweis „schimmernd Glück“ (bürgerliche Welt) und „Sklaverei“ (Staatsmacht) offenbar am treffendsten charakterisieren ließ.

Die Besetzungsenergien, die mit der Vorstellung von Freundschaft verbunden waren (Freude, Vergnügen), führten in der Poesie zu zweierlei: Einmal stellten sie ein Element der Selbstvergewisserung dar, und zwar sowohl als Individual- als auch Gemeinschaftserlebnis; in ihnen wurde eine soziale Identität erfahrbar, die den Eindruck vermittelte, daß ein Leben frei von Zwängen möglich sei. Zum zweiten rechtfertigte sie alle Bestrebungen, die darauf abzielten, jene Zwänge zu beseitigen, die sich auf den einzelnen und die soziale Gruppe, in der er stand, konflikthaft auswirkten; dies erklärt, warum sich in der Zeit des Siebenjährigen Krieges die allgemeiner politischen Aussagen (Bürgertum, Staatsmacht) mit freiheitlichen Tönen verbanden, wodurch Freude-/Freundschaftsvorstellungen in einen neuen Bezugsrahmen traten; in Uzens Gedicht ›An die Freyheit‹ heißt es:

¹⁸ Johann Peter Uz, *Sämtliche poetische Werke*, hrsg. von A. Sauer (1890), S. 178 (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Bd. 33).

Die Mutter wahrer Freuden,
 Nicht bloß im Ueberfluß,
 O Freyheit, unter deren Fuß
 Auch Felsen und verbrannte Heiden
 Von ungewohntem Grün
 Und tausend Blumen duftend blühn!
 ...
 Doch träg, in dunkler Höhle,
 Liegt feige Sklaverey:
 Sie lähmt im Joch der Tyranny
 Die kühnen Schwingen unsrer Seele:
 Sie wischt erhabne Lust
 Zum wahren Ruhm aus unsrer Brust.
 ...Gieb, Göttinn, deinen Freunden,
 Den Alemannen Muth!¹⁹

7. Die 'Freude' stellte im 18. Jahrhundert eine Entlastungsprojektion dar. Dies erklärt, warum man in der Zeit ihren Ursprung in einem Bereich sah, der als höchst beunruhigend und bedrohlich galt, und warum sie von vielen als Affekt vorgestellt wurde, den man für frei von allen jenen Elementen hielt, die als Belastung erfahren wurden. Im Zustand der 'Freude'

wünscht, und hofft, und fürchtet das ganz freudige Herz nichts mehr, sondern überläßt sich ganz dem gegenwärtigen Genuß. Daher kömmt es, daß der Mensch, indem er die Freude genießt, ein gutmüthiges, gefälliges und durchaus angenehmes Geschöpf ist, mit dem man beynahe machen kann, was man will. Denn da er selbst während der Freude an dem Ziel seiner Wünsche zu seyn glaubt, so sucht er für sich nichts mehr, hat kein eignes Interesse, und wenn ihm noch etwas zu wünschen übrig bleibet, so ist es dieses, daß nun auch alle Menschen so glücklich, wie er selbst seyn mögen.²⁰

Auch in der Dichtung verband sich die Empfindung der 'Freude' mit der völligen Abwesenheit von bedrohenden Leidenschaften, von Maßlosigkeit, von Unausgewogenheit und von allen nur denkbaren Störfaktoren der Affekte. Obwohl zeitgenössische Darstellungen davon ausgehen, daß sich diese Affekte selbsttätig in Bewegung setzen, ist daran festzuhalten, daß sie als Reflex auf erfahrene Widersprüche und Konflikte zu verstehen sind. Wenn Brockes in seinem Gedicht ›Der Ursprung des menschlichen Unvergnügens‹ (1720) und auch sonst die Ruhe als *summum bonum* bezeichnete und für sein Leben den Wahl-

¹⁹ Uz, Werke, S. 154—56.

²⁰ Sulzer, Theorie, Bd. 2, S. 267.

spruch otium cum dignitate wählte, so meinte er dabei keineswegs Untätigkeit und Müßiggang, sondern eine Lebensführung, deren Ziel in einer Vermeidung aller (bedrohenden) Ruhelosigkeit liegt und statt dessen jenen Zustand zu verwirklichen sucht, für den ‘Freude’ bzw. ‘Vergnügen’ als Leitvorstellung gilt. Da die Stadt und der Hof als Quelle aller Anfechtung erschienen, lag es nahe, den Zustand des Glücks bzw. der Glückseligkeit in einem Raum vorzustellen, in dem die Bedrohung auf ein Minimum reduziert erschien:

Die Freude, des Lyäus Kind,
Entflieht unruhigen Pallästen,
Und schwärmt zur Hütte hin, wo unbeschwert von Gästen
Vertraute Freunde freyer sind.²¹

Die Schäferdichtung und die Idylle ergaben sich als naheliegende Möglichkeiten einer Poesie, in der Abwehrphantasien in einer für die historische Situation spezifischen Weise niedergelegt sind.

Bestimmte Gattungen ergaben sich so als angemessene Formen der ‘Freude’-Thematik. „Der Affekt der Freude ist also vorzüglich ein Gegenstand der lyrischen Dichtkunst und der Musik“, schrieb Sulzer. Er bezog sich dabei nicht nur auf „Gesänge, die für öffentliche Freudenfeste gemacht“ wurden, sondern auch auf „Oden und Lieder, die durch Vorstellung des Nationalglücks zur Freude ermuntern“ und „auf jede Art von Privatglückseligkeit“.²² Bei der Feststellung dessen, was als lyrisch zu gelten habe, ging Sulzer offensichtlich von einer Zuordnung von Lyrik und Freude-Thematik aus, die sich — über Anlaß und Wirkungsabsicht hinaus — auf Kategorien wie ‘leicht’, ‘angenehm’ und ‘edel’ stützte (wie wenig dies auch unserem heutigen Geschmack entsprechen mag). Er bewegte sich dabei unverkennbar in der Nähe dessen, was als Kriterien der Rokokodichtung gelten kann. Im ganzen ist Sulzer zuzustimmen. Denn stellte die Rokokodichtung nicht in erster Linie — thematisch und formal — eine Konkretisierung und Vergegenwärtigung dessen dar, was mit dem Begriff der ‘Freude’ gemeint war? Scherz, Heiterkeit, Leichtigkeit, Fröhlichkeit, Tändelei, Anmut, Grazie, Humor, Verfeinerung des Groben, Verzierlichung des Großen, Ironisierung des Erhabenen, Vorrang des Komi-

²¹ Uz, Werke, S. 33.

²² Sulzer, Theorie, Bd. 2, S. 268—69; Sulzer gibt der Lyrik und der Musik Vorrang, hält aber auch „das Drama und die Epopee“ (268) dafür geeignet, die Empfindung der ‘Freude’ zu vermitteln, mit dem Ziel, „daß sie das Gemüthe menschlicher und wohlthätiger machen“ (269).

schen vor dem Tragischen. Gewiß: Es gibt im Bereich der Rokokoliteratur auch Plattheiten, Lüsterheiten und Frivolitäten. Aber sind diese Tendenzen mehr als Randerscheinungen einer geistig-seelischen Sublimierung, für die Erhabenheit nicht notwendigerweise Bestandteil der Projektion zu sein brauchte? Es wäre nicht schwierig zu zeigen, auf welche Weise und in welchem Ausmaß in der Rokokolyrik sprachliche, stilistische und metrische Elemente in den Dienst einer lyrisch-musikalischen Tonart gestellt wurden, die eine der 'Freude'-Thematik im weitesten Sinne entsprechende Empfindungsqualität von 'Freude' zu vergegenwärtigen vermochte.

In dem Ausmaß, in dem die 'Freude' eine Solidarisierungs- und Legitimierungsfunktion erhielt, stellte sie sich nicht nur als Thema und Empfindungswert dar, der sich mit Hilfe lyrischer Formelemente am besten vermitteln ließ, sondern präsentierte sie sich auch in einer der Zeit angemessenen Denk- und Bildstruktur: in der der Allegorie 'Göttin Freude'. Die allegorische Personifikation 'Göttin Freude' hatte sich bei Shaftesbury noch nicht gefunden. In seiner Philosophie spielte der Begriff 'enthusiasm' (Freude) als affektives Korrelat von Gutsein und Schönheit eine bedeutsame Rolle, aber er erfüllte nicht die Funktion einer sozialen Identitätserfahrung, wie dies für bürgerliche Intellektuelle in Deutschland der Fall war. Eine Allegorisierung stellt in der Regel die Fixierung eines Ergebnisses dar, das im Verlauf eines kognitiven Prozesses gewonnen wurde, der für eine bestimmte soziale Gruppe von höchster Bedeutsamkeit ist. Dies trifft auch für die Prägung 'Göttin Freude' zu. Sie zeigt die Eindringlichkeit der Empfindung der 'Freude' und bringt den Rang jener Werte zum Ausdruck, die dem Gefühl der 'Freude' adäquat sind. Für Menschen, die gewohnt sind, sich der Denkstruktur der 'Allegorie' (Personifizierung eines Gedankens oder Vorganges) zu bedienen, hat jede allegorische Verdichtung nicht nur eine außerordentliche Verdeutlichung und Intensivierung des Gedankens zur Folge, sondern auch ein erhöhtes Maß an Verbindlichkeit. Damit ist aber auch gesagt: Die Tatsache der Allegorisierung der 'Freude' beweist nicht nur die Wichtigkeit des Themas, sondern auch das Ausmaß des Bedürfnisses, ein Zwangssyndrom dadurch abzuwehren, daß man die naheliegende Alternativvorstellung hypostasiert, anders gesagt, daß man die Triebziele so verlagert, daß sie von den Versagungen der Außenwelt nicht mehr betroffen sind.

8. Die Kultivierung von 'Freude' als Form der Abwehr vielfältiger Zwangserfahrungen mochte bürgerlichen Intellektuellen des 18. Jahrhunderts die Illusion von Freiheit, Freizügigkeit, Gemeinschaftlichkeit und erfüllterem Selbst-

sein vermitteln. Nichtsdestoweniger zeigen viele Aussagen über die ‘Freude’, in welchem Ausmaß sie von Über-Ich-Prägungen mitbestimmt war, die sich im Zusammenhang gerade jener Sozialstruktur ergaben, auf deren Zwänge sie antwortete. Die Befähigung der ‘Freude’ zu beseligen, zu beflügeln, zu erheitern, zu erneuern, zu beglücken, zu verklären und auf diese Weise von allem Belastenden, Bedrückenden, Ekelerregenden, von Not, Sorge, Schmerz und Sklaverei zu befreien, war der unmittelbare Ausdruck bestimmter, in der Zeit sich wiederholender Versagungserfahrungen. Dies ändert aber nichts daran, daß in die Vorstellung der ‘Freude’ sehr viele Elemente einfließen, deren Herkunft aus der gängigen Sittenlehre und aus den verbreiteten, geradezu asketischen Forderungen nach Triebunterdrückung unschwer festgestellt werden kann. So gehörten zur ‘Freude’ vor allem „Geschmack, und Wahl und Artigkeit“²³, Maßhalten in allem, Genuß in Grenzen, Verzicht auf äußeren Reichtum.

Wie Kluge zu genießen wissen,
 Verbleibt dem Pöbel unbewußt,
 Dem Pöbel, der in Gift verkehret
 Was unserm Leben Stärkung bringt,
 Und der die Becher wirklich leeret,
 Wovon der Dichter doch nur singt.²⁴

Dieses Prinzip wohlkalkulierten Genießens — dessen Mißachtung schärfer als vieles andere geahndet wurde — entsprach durchaus der bürgerlichen Lebensführung der Zeit und damit den Normen, die man für die Bewältigung des Alltags bereitgestellt hatte. Daß dabei das Moment des ‘Genusses’ überhaupt aufrechterhalten blieb, hing ohne Zweifel mit dem Bedürfnis des Bürgertums zusammen, in Anlehnung an adelige Lebensführung von völligem Genußverzicht abzusehen, den Grad legitimen Genießens aber in so engen Grenzen zu halten, daß die bürgerliche Lebenspraxis dadurch nicht gestört wurde. Andererseits wird an der Propagierung des gezügelten Genusses auch erkennbar, in welchem Ausmaß die Triebkräfte des Menschen den Entlastungsbereich ‘Freude’ und ‘Freundschaft’ mitprägten. Sie ganz zu tilgen, lag in einer Welt, die das Natürliche so hoch einzuschätzen vorgab, offensichtlich nicht nahe, sie mußten aber domestiziert und damit entschärft sein. In diesem Sinne erscheint im ‘Freude’- und ‘Freundschafts’-Kult nicht nur das ‘Es’ in zeitgemäß kultivierter Form, sondern das politisch-gesellschaftlich Virulente in schöner Wirkungs-

²³ Hagedorn, Werke, Bd. 3, S. 96.

²⁴ Ebd.

losigkeit. Gibt Sulzer mit seinem Hinweis darauf, „daß der Mensch, indem er die Freude genießt, ein gutmüthiges, gefälliges und durchaus angenehmes Geschöpf ist, mit dem man beynahe machen kann, was man will“²⁵ nicht zu erkennen, welches Ausmaß an Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit sich hinter dem hochgestauten Gefühl der ‘Freude’ verbirgt?

‘Freude’ und ‘Freundschaft’ werden so in ihrer Ambivalenz sichtbar. Einerseits sind die eigentlichen Voraussetzungen der kulthaften Pflege von ‘Freude’ und ‘Freundschaft’ in der historisch erklärbaren Konfliktsituation durchaus erkennbar. Andererseits zeigt sich, daß sie als Ausdruck von Sitte, Tugend und Weisheit ohne Schwierigkeiten ethisch-philosophisch begründbar und integrierbar waren. Dies führte dazu, daß (wie bei Hagedorn) die unmittelbare Zweckbestimmung von Freundschaft gelegentlich überhaupt gelehrt werden konnte:

Es stammt die Freundschaft nicht aus Noth und Eifersucht:
 Sie ist der Weisheit Kind, der reifen Kenntniß Frucht,
 Ein Werk der besten Wahl, und kann nur die verbinden,
 Die in der Seelen Reiz die größte Schönheit finden.²⁶

Hagedorn war die Einbindung der ‘Freundschaft’ und der sie begleitenden affektiven Komponente der ‘Freude’ in ein philosophisch-ästhetisches System sehr wichtig. Offensichtlich war er der Meinung, sie nur so überzeugend rechtfertigen zu können. Nichts zeigt aber deutlicher als dieser Vorgang, in welchem Ausmaß die Über-Ich-Strukturen der Zeit selbst die gegen sie gerichteten Abwehrreaktionen prägten. So konnte der Eindruck entstehen, als hätte der weit verbreitete Kult von ‘Freude’ und ‘Freundschaft’ nichts mit der realen Not und den konkreten Zwängen zu tun, unter deren Eindruck sich das Leben vollzog, und konnte eine Dichtung als Spiel ausgegeben werden, deren Voraussetzungen die Lebensführung jedes einzelnen in sehr ernsthafter Weise betrafen.

²⁵ Sulzer, Theorie, Bd. 2, S. 267.

²⁶ Hagedorn, Werke, Bd. 1, S. 50.